

Kann ich Dir vertrauen? Strukturbildung in dyadischen Sozialbeziehungen

Fuhse, Jan A.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fuhse, J. A. (2002). Kann ich Dir vertrauen? Strukturbildung in dyadischen Sozialbeziehungen. *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 31(4), 413-426. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-60087>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

Kann ich dir vertrauen? Strukturbildung in dyadischen Sozialbeziehungen

Der Beitrag versucht Vertrauen in einer konstruktivistisch-systemtheoretischen Modellierung sozialer Beziehungen zu verorten. Vertrauen wird als eine Sinnstruktur in Alter-Ego-Dyaden verstanden, die Kooperation wahrscheinlich macht. Damit kommt dem Vertrauensbegriff kein substantieller oder analytischer Mehrwert gegenüber dem Struktur- oder Beziehungsbegriff zu. Vertrauen ist vielmehr eine Komponente der Strukturbildung in Sozialbeziehungen. In einem zweiten Schritt wird der so rekonstruierte Vertrauensbegriff in den Kontext sozialer Netzwerke eingeordnet. Dabei wird klar, dass dichte Netzwerke über ihr soziales Druckpotenzial auch Vertrauen generieren. Zugleich werden Netzwerke über Vertrauen an die Domäne der Moral gekoppelt. Beide Kopplungen lassen mit zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung in der Moderne immer weiter nach. Abschließend werden die vorgetragenen Überlegungen kurz auf Vertrauen in die Politik angewandt. Auch Beziehungen zwischen personalen Akteuren (WählerInnen) und institutionellen Akteuren (Parteien, Staat) folgen dem allgemeinen Strukturmodell sozialer Beziehungen. Mit der Ablösung der Politik aus der religiös-moralischen Domäne und aus persönlichen Netzwerken wird Vertrauen in Politik in der Moderne immer mehr zu einem Problem.

Einleitung

„Kann ich dir vertrauen?“ Diese einfache Frage enthält bereits alle Grundkomponenten einer Vertrauensbeziehung: Zum einen gibt es zwei Beteiligte – Alter und Ego. Zwischen den beiden soll es etwas geben, was – in Ermangelung anderer Worte – „Vertrauen“ genannt wird. Oder genauer: Man ist sich nicht sicher, ob Vertrauen vorhanden ist oder nicht. Diese Fragwürdigkeit ist elementarer Bestandteil des Begriffs. Wenn man schon vorher wüsste, woran man ist, bräuhete man nicht zu fragen. Und dann bräuhete es auch keinen Begriff des Vertrauens. Die Frage der Vertrauenswürdigkeit verweist auf die Fragwürdigkeit des Vertrauens. „Vertrauen“ steht also für Unsicherheit, für Unwägbarkeiten. Die gegenwärtige Prominenz des Begriffs im sozialwissenschaftlichen Bereich weist damit auf eine zunehmende Unsicherheit. „How can we trust our fellow citizens?“, fragt Claus Offe (1999). Er markiert damit nicht nur eine innovative Fragestellung, sondern auch einen Bedarf an Verlässlichkeit und Vertrauen.

Damit hört aber die Fragwürdigkeit des Vertrauens nicht auf. Warum sollte ich gerade *dir* vertrauen? Möglicherweise deutet die Anrede „du“ bereits auf einen Kontext von Vertrautheit. Kennen Alter und Ego sich schon lange? Was ist ihre Interaktionsgeschichte? Oder treffen sich die beiden in einem Kontext, der Duzen und Vertrauen gleichermaßen wahrscheinlich macht? Sind Alter und Ego Partei-„Freunde“? Oder lernen sie sich über gemeinsame Freunde kennen? Aber selbst wenn all das bekannt ist, wird Alter die Antwort schwer fallen. Wobei will Ego ihm vertrauen? Geht es darum, ob ich dem Unbekannten auf dem Bahnsteig vertraue, dass er mich nicht im letzten Augenblick vor den Zug stößt? Oder muss ich der Bankangestellten mit meinen Finanzen vertrauen? Oder will eine Partei der anderen vertrauen, dass die Bestimmungen im Koalitionsvertrag tatsächlich umgesetzt werden? Vertrauen muss also nicht nur in einen sozialen Kontext eingeordnet werden, sondern auch auf den genauen Inhalt hin befragt werden.

Der vorliegende Beitrag versucht, sich dem sozialen Phänomen mit einer konstruktivistisch-

systemtheoretischen Modellierung von Vertrauensbeziehungen zu nähern. Damit wende ich mich erstens gegen eine Psychologisierung des Vertrauenskonzeptes. Vertrauen ist eine Sinnstruktur in sozialen Beziehungen und damit kaum über eine Subjekt- oder Akteursperspektive greifbar. Zweitens wird vor diesem Hintergrund fraglich, welchen Erkenntnisgewinn das Vertrauenskonzept der politischen Soziologie überhaupt bringt. Dabei bleibt der Beitrag aber nicht bei seiner Skepsis einem allzu hochgesteckten Vertrauensbegriff gegenüber stehen. Statt dessen wird rekonstruktiv gefragt, was eigentlich passiert, wenn wir Vertrauen kommunizieren. Vor diesem konzeptionellen Hintergrund wird abschließend der Frage nachgegangen, was die gängigen sozialwissenschaftlichen Vertrauensindikatoren eigentlich abfragen.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst skizziere ich knapp die grundlegende Struktur- bildung in dyadischen Sozialbeziehungen. Anschließend werden einige Unschärfen des Vertrauensbegriffs genauer beleuchtet. Der dritte Teil versucht eine systematische Einordnung von Vertrauen in das Netzwerkkonzept. Abschließend sollen die vorangegangenen Überlegungen kurz auf die Frage des Vertrauens in der Politik angewandt werden.

1. Dyaden

Der engere Kontext von Vertrauen – dies wurde bereits angedeutet – sind Alter-Ego-Sozialbeziehungen. Da an solchen Sozialbeziehungen immer zwei beteiligt sind, werden sie in der Soziologie oft als Dyaden bezeichnet. Um welche Beteiligten es sich handelt, wird dabei bewusst offen gelassen. Es können zwei Personen sein, zwei Parteien, aber auch zwei Staaten, die im Rahmen von bilateralen Beziehungen auf die Kooperation des jeweils anderen hoffen. Kann man aber auch den Massenmedien, der Wirtschaft oder einem Computer vertrauen? Und was ist mit Gottvertrauen gemeint? Soziale Wesen, denen man vertrauen oder misstrauen kann, bezeichnet man in der Soziologie oft als „Akteure“ – was aber qualifiziert zum Akteurs-Status?

Um nicht allzu weit vom eigentlichen Thema abzuschweifen, kann hier nur eine extrem verkürzte Antwort gegeben werden: Offensichtlich bedarf es einer gewissen korporativen Verfasstheit, damit ein soziales Phänomen zum Bezugspunkt für Vertrauen und Misstrauen werden kann. Das heißt, man erwartet von einem Akteur, dass er als Ganzes Entscheidungen trifft und nicht etwa in unterschiedliche Richtungen gleichzeitig tendiert. Zugleich ist im Vorfeld nicht absehbar, wie dieses soziale Phänomen agieren oder reagieren wird. Insofern steht der Begriff „Akteur“ als Chiffre für die Undurchschaubarkeit seiner internen Prozesse. Alter und Ego sind mithin zwei soziale Einheiten, denen wir eine bestimmte Verfasstheit (Kontinenz) und eine Unberechenbarkeit (Kontingenz) zuschreiben. Das ist zumindest für Personen, Parteien und Staaten gegeben. Bei den Massenmedien oder der Wirtschaft hingegen sind Zweifel an der Kontinenz angebracht. Auf der anderen Seite halten wir die Prozesse im Computer vielleicht nicht für hinreichend kontingent. Gott schließlich ist geradezu eine ideale Projektionsfolie für Kontinenz und Kontingenz – leider will er sich von der Soziologie nicht beobachten lassen.

Was passiert, wenn zwei solche Einheiten aufeinander treffen? Im Sinne der Systemtheorie beginnt hier der Aufbau von sozialen Strukturen. Alter und Ego können einander nicht durchschauen. Aus diesem Grund sprechen Parsons und Luhmann von einer Situation doppelter Kontingenz (Parsons et al. 1951, 16; Luhmann 1984, 148–162). Wenn Alter und Ego ihr Handeln wechselseitig voneinander abhängig machen, wird nicht gehandelt. Sobald es jedoch zu Kommunikation kommt, kann Ego ihr Handeln an das Alters anschließen, denn Ego erhofft sich aus den Äußerungen und Handlungen Alters Rückschlüsse auf dessen interne Verarbeitungsprozesse. Sobald es zur Interaktion kommt, entsteht damit ein Geflecht von Erwartungen (Katovich 1987). Und an diesen Erwartungen kann sich die nachfolgende Kommunikation orientieren.

In diesem Sinne muss man jede soziale Beziehung sowohl als Prozess als auch als Struktur begreifen. Nach einer zögerlichen Kontakt-

aufnahme kommt es möglicherweise zum Feststellen gemeinsamer Interessen. Und schließlich verabredet man sich zu einem Treffen – weitere mögen folgen oder auch nicht. Um dies deutlich zu machen: Alle Kommunikation in der Dyade kann streng genommen nur auf vorheriger Kommunikation in der Dyade aufbauen. Sobald Alter und Ego feststellen, dass beide Jazzliebhaber sind, kann hier weitere Kommunikation anschließen – eventuell sogar der Vorschlag, man könnte gemeinsam ein Jazzkonzert besuchen. In diesem Sinne schreibt Robert Merton über Freundschaften:

By selective and adjustive processes in friendship we mean patterned sequences of social interaction between friends in which each phase generates and regulates the subsequent phase in such manner as to give rise to the observed patterns of friendship between people of designated kinds. In principle, one phase is said to 'generate' the next when the conditions obtaining at one time prove to be both necessary and sufficient for the relationship obtaining at the next time of observation (Lazarsfeld/Merton 1954, 25).

Eine Freundschaft generiert ihre eigenen Strukturen. Ähnlich sieht es bei der Genese von Liebesbeziehungen aus (Kaufmann 1993, 71–80): Auf das Kennenlernen folgt eine Phase der Ambiguität. Schließlich müssen Alter und Ego erst austesten, wie belastbar ihre Beziehung ist, über welche Themen kommuniziert werden kann und über welche nicht. In dieser Phase bilden sich Erwartungsstrukturen, die schließlich zu einem eingespielten quid-pro-quo und zu einer persönlichen Sicherheit und "Aufgehobenheit" in der Beziehung führen. Während dieses Prozesses kommt es zur wechselseitigen Redefinition Alters und Egos, die aneinander immer neue Facetten entdecken – vor allem aber kommt es zur mühsamen Definition und Redefinition der Beziehung zwischen Alter und Ego. Deswegen kann man auch nicht vom Kennenlernen direkt in die dritte Phase der Eingespieltheit und Sicherheit springen. Jede Kommunikation kann immer nur auf erreichten Situationsdefinitionen aufbauen. Eine belastbare Liebesbeziehung ist ein höchst unwahrscheinliches Arrangement, das eine Menge Aufbauarbeit voraussetzt.

In diesem Sinne bildet die Beziehung zwischen Alter und Ego eine eigene individuelle Struktur. Die internen Verarbeitungsprozesse von Alter und Ego haben sich in einem solchen Beziehungsaufbau nur wenig geändert – Alter und Ego sind immer noch mehr oder weniger die selben. Was sich radikal geändert hat, ist ihr Verhältnis zueinander. Dazu gehört auch, dass wir eigentlich nicht davon sprechen können, dass Alter und Ego einander vertrauen. Vielmehr vertrauen beide in ihre Beziehung zueinander. Die Ausgangsfrage müsste dementsprechend lauten: „Kann ich unserem du-ich vertrauen?“ Und die Antwort darauf kann auch nicht Alter geben – die Antwort gibt die Dyade. Denn was ist ein „ja“ auf diese Frage wert? Wenig – die Antwort auf die Frage der Vertrauenswürdigkeit kann nur zukünftige Interaktion geben. Aus diesem Grund beantworten wir diese Frage immer mit Blick auf vergangene Interaktion.

Dyaden bilden damit auf der Basis von Interaktion Strukturen aus. Genauer: Die Dyade ist eine solche Struktur, die zwischen Alter und Ego bestimmte Kommunikation wahrscheinlich macht und andere unwahrscheinlich. So hatte bereits Max Weber definiert:

„Soziale Beziehung“ soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung *besteht* also durchaus und ganz ausschließlich: in der *Chance*, dass in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst, worauf diese Chance beruht“ (1921, 13; Hervorhebungen im Original).

Jede Dyade ist eine Sinnstruktur (Becker/Useem 1942). Sie gibt sinnhaft an, welche Kommunikation (welches Handeln im Sinne Webers) zwischen Alter und Ego auf Anschlussfähigkeit hoffen darf. Dies geschieht etwa über die Etablierung von Themen (z.B. Jazz) und Symbolen (gemeinsame Sprache, Spitznamen oder bedeutungsvolle Gesten). Dieser Strukturaufbau ist die Antwort auf die Unsicherheit der Kommunikation zwischen Alter und Ego. Jede Dyade kann somit als *soziales System* im Sinne Niklas Luhmanns modelliert werden: „Die Beziehung wird selbst zur Reduktion von Komplexität. Das aber heißt: sie muß als emergentes System begriffen werden“ (Luhmann 1984, 154).

Freundschaften, Liebesbeziehungen, auch Kooperationen zwischen Firmen oder diplomatische Beziehungen zwischen Staaten sind also Systeme. Wie bereits angesprochen: Alter und Ego müssen nicht Personen sein. Aus dem Systembegriff ergeben sich einige Implikationen, die hier nur kurz angesprochen werden sollen:

- (a) Jedes System besteht aus einer Sinngrenze. Diese dient intern als Orientierungspunkt für Kommunikation. Im Falle einer dyadischen Sozialbeziehung wird die Sinngrenze in der Sozialdimension gezogen, genau genommen um die beiden Beteiligten Alter und Ego herum. Peter Fuchs hat dies für den Fall der Liebesbeziehung genauer ausgeführt: In der Beziehung wird alles als relevant betrachtet, was im Verhältnis der beiden Beteiligten zueinander einen Unterschied machen könnte (Fuchs 1999, 40, 43–44). Das heißt: Das „Du-Ich“ wird zum primären Bezugspunkt aller Kommunikation in der Dyade.
- (b) Das System ist operativ geschlossen. Jede Kommunikation in der Dyade kann operativ immer nur an vorheriger Kommunikation in der Dyade anschließen. Dies wurde oben bereits genauer ausgeführt.
- (c) Auf der Basis der Sinngrenze und der operativen Geschlossenheit entsteht im System eine selektive Offenheit für Umwelteinflüsse. Mit Hilfe des Leitgesichtspunktes „Du-Ich“ kann das System seine Umwelt beobachten – aber immer nur soweit sie für das „Du-Ich“ relevant ist. So wird eine Krankheit relevant, wenn sie zur Absage einer Verabredung führt. Der Jazz ändert das „Du-Ich“, wenn er zum gemeinsamen Bezugspunkt von Kommunikation wird. Auf diese Weise können Umweltereignisse Einfluss auf das System bekommen. Im Extremfall von Intimbeziehungen führt der wechselseitige Strukturaufbau so weit, dass schlechthin alle Ereignisse, an denen Alter oder Ego beteiligt sind, in der Dyade dadurch schon als relevant (und kommunizierenswert) betrachtet werden (Luhmann 1984, 303–311).

Zu der Konzeption von dyadischen Sozialbeziehungen als autopoietische Systeme muss noch eine Anmerkung gemacht werden: Niklas Luhmann hatte in einer frühen theoretischen Festlegung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft als Typen sozialer Systeme gesprochen (1975). An dieser Typologie hat die Systemtheorie bisher axiomatisch festgehalten – auch wenn improvisatorisch für den Fall von Protestbewegungen eine Ausnahme geltend gemacht wurde (Luhmann 1997, 847). Mit der Modellierung von Freundschaften, Feindschaften, Vertrauens- und Liebesbeziehungen als autopoietische Systeme schlage ich eine Erweiterung der Typologie vor. Dyadische Sozialbeziehungen überspannen meist mehrere Interaktionssysteme, besitzen aber auch nicht den formalen Charakter von Organisation oder die unpersönliche Generalisierung von Funktionssystemen. Diese Erweiterung sehe ich durch die oben zitierten Passagen bei Luhmann gedeckt und damit durchaus „im Sinne“ der Systemtheorie. Auf diese Weise wird auch eine Brücke von der Systemtheorie zum Netzwerkkonzept geschlagen, denn Netzwerke sind nichts anderes als ein Verweisungszusammenhang zwischen mehreren Dyaden (darauf gehe ich in Teil 3 näher ein).

2. Vertrauen in Dyaden

Aus diesen Überlegungen über dyadische Sozialbeziehungen ergibt sich eine Reihe von Anknüpfungspunkten für den Vertrauensbegriff. Jedoch fehlt noch eine Definition von Vertrauen, die über den alltagssprachlichen Gebrauch hinaus den Begriff sozialwissenschaftlich nutzbar macht. Vertrauen, so stellte Niklas Luhmann 1968 fest, ist ein „Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität“. Diese frühen Ausführungen haben die neuere sozialwissenschaftliche Diskussion über Vertrauen wesentlich informiert. Und die Vorstellung, dass Vertrauen Unsicherheit verringert, hat sich weitgehend durchgesetzt. So schreibt Martin Endress (2002, 11):

Vertrauen, so die vielfach geteilte Annahme, reduziert Komplexität (sachlich), schafft stabile Rahmen-

bedingungen für Handlungs- und Interaktionsprozesse (sozial) und dient als zentraler Mechanismus der Kontinuierung sozialer Ordnung und des Aufbaus sowie der Aufrechterhaltung stabiler sozialer Beziehungen (zeitlich).

Betrachten wir nur den Bereich der dyadischen Sozialbeziehungen, dann ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen eine gewisse Unschärfe. Vertrauen reduziert Komplexität, so der Stand der wissenschaftlichen Diskussion. Auf der anderen Seite heißt es an der oben zitierten Stelle bei Luhmann (1984, 154): „Die [dyadische, J.F.] Beziehung wird selbst zur Reduktion von Komplexität.“ Und dieser Argumentation bin ich in Teil I gefolgt. Alle drei von Endress angesprochenen Sinnebenen (Sachdimension, Sozialdimension, Zeitdimension) werden in einer dyadischen Sozialbeziehung strukturiert. Zum Teil lesen sich sogar die Definitionen von Vertrauen nahezu gleich der oben zitierten Beziehungsdefinition von Weber:

Trust (or, symmetrically, distrust) is a particular level of the subjective probability with which an agent assesses that another agent or group of agents will perform a particular action, both *before* he can monitor such action ... *and* in a context in which it affects *his own* action (Gambetta 1988, 217; Hervorh. im Orig.).

Ist eine dyadische Sozialbeziehung nun gleichbedeutend mit Vertrauen? Oder anders gefragt: Gibt es einen Mehrwert des Vertrauensbegriffs gegenüber dem hier vertretenen Beziehungskonzept?

Dazu muss zunächst im Blick gehalten werden, dass Beziehungen nicht nur Freundschaft oder Liebe beinhalten können. Eine ganz andere Art der Beziehung ist etwa der Konflikt (Luhmann 1984, 530–536). Auch Konflikte sind soziale Systeme und binden Alter und Ego auf eine ganz eigene Weise aneinander. Dabei wird die grundsätzliche Unsicherheit von Kommunikation in einer „Negativversion“ aufgelöst: „Ich tue nicht, was Du möchtest, wenn Du nicht tust, was ich möchte.“ (Luhmann 1984, 531). Auch hier finden wir eine eigentümliche Strukturbildung. Norbert Elias (1980, 78–86) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Doppelbinderfalle“. Empirische Beispiele für einen solchen „double bind“ sind etwa das Wett-

rüsten im Kalten Krieg (Elias 1980, 121–122, 128–154) oder die gegenseitige Ablehnung von sozialen Gruppen (Elias/Scotson 1965). In all diesen Fällen sind Akteure in Konflikten aneinander gekettet. Es kommt zu hoher Interdependenz – und geringer Unsicherheit.

Daher kann man in solchen Fällen auch nicht von Misstrauen sprechen. Man weiß ja, dass der Gegner einem schaden möchte. Vielmehr kommt es gewissermaßen zu einem „negativen“ Vertrauen in das feindliche Verhalten des Gegenübers. An dieser Stelle meint der Vertrauensbegriff aber offensichtlich etwas anderes als der Beziehungsbegriff. Von einem „negativen Vertrauen“ zu Gegnern oder Feinden spricht man üblicherweise nicht – auch wenn etwa die oben zitierte Definition von Gambetta dies nicht ausschließt. Vertrauen steht vielmehr für die kognitive Erwartung, dass Alter und Ego miteinander *kooperieren* werden. Aus diesem Grund setzt die Rational-Choice-Theorie den Vertrauensbegriff auch beim Kooperationskonzept an (Axelrod 1984). Vertrauen wird auf diese Weise etwa als Voraussetzung für Kooperation in einem Gefangenendilemma gesehen. Aufgrund des einmaligen Spiels und der nicht vorhandenen Möglichkeit von Absprachen kommt es aus individuellen Nutzenerwägungen zu einer Präferenz für Defektieren. Sobald hingegen eine Interaktionsgeschichte hinzukommt – in Form wiederholter Gefangenendilemmata mit gleichen Beteiligten –, wird Kooperation sehr viel wahrscheinlicher. In diesem Sinne kann man die oben vorgestellten Überlegungen zum Strukturaufbau in sozialen Beziehungen auch spieltheoretisch rekonstruieren.

Vertrauen ist also eine Disposition für Kooperation. Im Gegensatz zu den mit Rational Choice formulierten Überlegungen von Axelrod und Gambetta hatte ich jedoch argumentiert, dass Vertrauen nicht in erster Linie subjektiv – im Rahmen der internen Prozesse Alters und Egos – zu begreifen ist. Vertrauen ist vielmehr in der Beziehung zwischen Alter und Ego angelegt und somit ein soziales Phänomen – kein psychisches. Vertrauen könnte auf diese Weise als Indikator für kooperative Sozialbeziehungen gesehen werden. Es wäre als Struktur in Dyaden zu verorten und zugleich Ergebnis und Vo-

raussetzung für Kooperation. Wie funktioniert das?

Luhmann (1968, 4) bezeichnet Vertrauen als eine „soziale Beziehung, die eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt“. Folglich ist Vertrauen ein Sonderfall einer sozialen Beziehung – und zwar eine solche mit Disposition für Kooperation. An anderer Stelle formuliert er: „Ein Fall von Vertrauen liegt nur dann vor, wenn die vertrauensvolle Erwartung bei einer Entscheidung den Ausschlag gibt – anderenfalls handelt es sich um eine bloße Hoffnung“ (Luhmann 1968, 24).

Aus diesem Grund muss Vertrauen explizit sein: Es muss zwischen Alter und Ego kommuniziert werden und erhöht auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit für Kooperation in der Beziehung. Vertrauen bezeichnet mithin eine Qualität der Sozialbeziehung, die durch Struktur Aufbau erreicht wird. In diesem Sinne sollte man besser auch nicht von einem Vertrauen Egos in Alter sprechen, sondern von einem Selbst-Vertrauen der Dyade.

Vertrauen wird schon durch die Frage „Kann ich Dir vertrauen?“ zu einem sozialen Phänomen. Mit der Explizierung der Erwartung von Kooperation werden Alter und Ego stärker an die Beziehung gebunden. Allein das Wort „Vertrauen“ reduziert schon Freiheitsgrade. Nicht-Kooperation wäre in der Sozialbeziehung nicht mehr anschlussfähig. Auf der anderen Seite eröffnet Vertrauen aber auch neue Kommunikationsmöglichkeiten. Mit der gestiegenen Belastbarkeit nimmt auch der Horizont möglicher Kommunikation zwischen Alter und Ego zu – unter dem Vorbehalt der prinzipiellen Kooperation. Die Explizierung von Vertrauen reduziert und steigert also die Komplexität in Sozialbeziehungen.

Vertrauen kann in diesem Sinne redefiniert werden als eine Erwartung von beiderseitiger Kooperation in dyadischen Sozialbeziehungen. Im Gegensatz zum bereits angesprochenen Konflikt wird die doppelte Kontingenz hier in einer „Positivversion“ aufgelöst: „Ich tue, was Du möchtest, wenn Du tust, was ich möchte.“ Eine solche Erwartungsstruktur kommt wie alle sozialen Strukturen nicht schon durch eine subjektive Erwartung von Kooperation von Seiten der Beteiligten zustande. Statt dessen muss die

Erwartungsstruktur auf der sozialen Ebene etabliert werden – und dafür muss sie kommuniziert werden. Das Wort „Vertrauen“ oder die Frage nach der Vertrauenswürdigkeit reichen dafür nicht aus, vielmehr braucht es eine „risikante Vorleistung“ (Luhmann 1968, 23–24, 45). In einer ganzen Reihe von Aktionen – ein Buch ausleihen, eine Schwäche zugeben, ein Geheimnis verraten – binden sich die Beteiligten stärker an die Beziehung. Solche Interaktionen stehen kulturell für die Explizierung von Vertrauen – und das ist den Beteiligten (und der Beziehung) auch klar.

Damit ist auch ein folgenschwerer Schritt hin zum Konstruktivismus gemacht: Vertrauen ist eine soziale Konstruktion, keine „objektive“ Qualität von Sozialbeziehungen. Deswegen fragt die systemtheoretische Analyse weniger nach dem Strukturinhalt von Vertrauen, so wie etwa Rational Choice oder die Verstehende Handlungstheorie es tun. Vielmehr wird gefragt, welche Funktionen und Folgen die soziale Verwendung des Vertrauensbegriffes hat. Im Gegensatz zum Radikalen Konstruktivismus bleibt die Systemtheorie nicht bei der *Dekonstruktion* des Vertrauensbegriffes stehen. Stattdessen versucht sie zu *rekonstruieren*, was passiert, wenn man über Vertrauen spricht. Vertrauen ist ein Baustein im Strukturaufbau von dyadischen Sozialbeziehungen. Es ist Bestandteil der Sinnstruktur einer Dyade, keine eigenständige soziale Struktur. Man kann eine Beziehung nicht auf Vertrauen gründen. Insofern sind Vertrauensbeziehungen ein Spezialfall von dyadischen Sozialbeziehungen: sie sind Dyaden, in deren Sinnstruktur eine Erwartung von Kooperation eingewoben ist. Vertrauen ist ein Ergebnis gelingender Interaktionsgeschichten und zugleich eine Stütze für weiteres Gelingen von Interaktion. Im zuvor referierten Zyklus von Liebesbeziehungen wird Vertrauen erst mit dem Schritt von der Ambivalenz zur eingespielten Beziehung mit „Aufgehobenheit“ aufgebaut. Ohne Vertrauen wäre dieser Schritt nicht möglich. Der Vertrauensbegriff liefert damit in den Sozialwissenschaften keinen substantiell-analytischen Mehrwert. Vertrauen ist eine mögliche Komponente von Sozialbeziehungen und immer in diesem Kontext zu verstehen.

3. Vertrauen in Netzwerken

Bisher wurden Dyaden als isolierte Einheiten betrachtet – das sind sie natürlich nicht. Und mit dem bisherigen Argumentationsgang können auch die letzten beiden eingangs formulierten Fragen nicht geklärt werden: Warum vertraut man etwa dem Freund eines Freundes? Und warum bringen wir unter Umständen einer Parteifreundin mehr Vertrauen entgegen als anderen Unbekannten? Diese Fragen verweisen auf den sozialen Kontext, in den Dyaden und damit auch Vertrauen eingebettet sind. In Anlehnung an Harrison White sollen zwei Ebenen des sozialen Kontextes unterschieden werden, die eng miteinander verknüpft sind: (a) das Netzwerk – die „Struktur“ – und (b) die Domäne – die „Kultur“ sozialer Gebilde (White 1995, 1038–1039; Mische/White 1998, 702–704).¹

(a) Sozialbeziehungen sind immer eingebettet in eine Struktur anderer Dyaden. Alter und Ego begegnen einander nie als isolierte Individuen, sondern immer im Rahmen sozialer Verflechtungen. Selbst beim Zusammentreffen zweier Rucksacktouristinnen in der Sahara schwingen immer die Verflechtungen der Beteiligten in ihren sozialen Kontexten mit: Beide sind Rucksacktouristinnen, haben also bestimmte Erfahrungen im Kontakt mit den dortigen Verhältnissen gemacht; Alter ist Lehrerin, Ego ist Studentin – und schon entdeckt man im weiteren sozialen Kontext der Beteiligten eine Reihe von Gesprächsthemen. Der soziale Kontext findet so Eingang in die Strukturbildung der Alter-Ego-Dyade – als beobachtete Umwelt, die im System einen Unterschied macht.

Im Alltag – und dieser interessiert die Sozialwissenschaften mehr – sind die Verknüpfungen über Dritte meist sehr viel direkter. Alter und Ego haben gemeinsame Bekannte und Freunde und nehmen in ihrer Kommunikation darauf Rücksicht (Boissevain 1973). Genau genommen – um in der oben gewählten Perspektive zu bleiben – muss die Alter-Ego-Dyade Rücksicht auf andere Dyaden nehmen, an denen Alter oder Ego beteiligt sind. Alter weiß vielleicht, dass Ego verheiratet ist. Deswegen hält sie sich mit abfälligen Äußerungen über die Ehe und über Egos Ehemann zurück. Außerdem steigt mit der

Freundschaft zwischen Alter und Ego die Wahrscheinlichkeit, dass Alter auch Egos Mann kennt. Auf diese Weise greifen Dyaden auf vielfältige Weise ineinander und beeinflussen wechselseitig ihren Strukturaufbau.

Die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der Verflechtung von Dyaden mit anderen Dyaden erfolgt seit Mitte der 50er Jahre mit dem Netzwerk-begriff. Ein Netzwerk bezeichnet den Verweisungszusammenhang zwischen Alter-Ego-Dyaden. Die einzelnen Dyaden sind über die beteiligten Knoten eines Netzwerks (Alter, Ego, Egos Ehemann) strukturell aneinander gekoppelt. Auf diese Weise bilden Netzwerke eine überpersonale Struktur, die allerdings keine klaren Grenzen hat. Denn mit jedem Knoten kommen weitere Dyaden hinzu, die in der Kommunikation eine Rolle spielen könnten. In der sozialwissenschaftlichen Analyse werden deshalb oft willkürlich Grenzen gesetzt: Man untersucht etwa die Sozialbeziehungen in einer Firma (ungeachtet der Tatsache, dass die Angestellten auch Sozialbeziehungen nach außen pflegen). Oder man betrachtet nur die Dyaden um einen Knoten herum und deren Verflechtung untereinander (ego-zentriertes Netzwerk), möglicherweise auch noch einen Schritt weiter bis hin zu den Freunden der Freunde von Ego und deren Verflechtung (Barnes 1969, 57–60). Die Annahme ist, dass die soziometrisch „nahe“ bei Alter und Ego liegenden Dyaden einen größeren Einfluss auf deren Kommunikation haben.

Wie angesprochen, greifen Dyaden in Netzwerken ineinander und beeinflussen wechselseitig die Strukturbildung in sozialen Beziehungen. Dies hat auch Konsequenzen für die Vertrauensfrage: Ich vertraue – um das Beispiel aus der Einleitung aufzunehmen – einem Freund einer Freundin unter Umständen sehr schnell. Auch ohne lange Interaktionsgeschichte halte ich ihn für vertrauenswürdig, weil ich weiß, dass er über andere Sozialbeziehungen indirekt mit mir verknüpft ist. Wenn ich ihm 100 Euro leihe, kann ich erwarten, dass die Wahrscheinlichkeit der Rückgabe durch die beiderseitige Freundschaft zum selben Alter zunimmt. Die Ursache dafür ist, dass Vertrauen – die Erwartung von Kooperation – nicht nur in der relativ strukturarmen Dyade zwischen mir und dem

Freund meiner Freundin explizit wird. Auch die beiden sehr viel belastbareren Dyaden zwischen mir und meiner Freundin und ihr und ihrem Freund erwarten nun, dass er zurück zahlt.

Vertrauen breitet sich also als Sinnstruktur im Netzwerk aus. Infolgedessen muss man das oben gemachte Argument erweitern: Der Ort von Vertrauen ist nicht die einzelne Dyade. Vielmehr ist Vertrauen ein Residuum in Netzwerken. In einer anderen Begrifflichkeit spricht man hier von sozialem Druck, der in Netzwerken auf die Knoten ausgeübt wird. Dieser soziale Druck ist umso größer, je engmaschiger und dichter das Netzwerk ist (Fuchs 2001, 217, 273). Deswegen wird auch Vertrauen in dichten Netzwerken größer sein als in eher lose gekoppelten Netzwerken. So spricht James Coleman davon, dass engmaschige „communities“ die Vertrauenswürdigkeit der Beteiligten erhöhen (1990, 108–114).

Mit den modernen Prozessen der Verstädterung und der zunehmenden Differenzierung von sozialen Strukturen nimmt die Dichte von Netzwerken tendenziell ab (Mitchell 1987, 296–301; Diewald 1991, 26–58). Dadurch geht auf der einen Seite der soziale Druck auf den Einzelnen zurück – seine Freiheitsgrade erhöhen sich. Andererseits nimmt aber auch die persönliche Unsicherheit zu. Man kann weniger davon ausgehen, dass Akteure (im oben angegebenen Sinne) sich so verhalten, wie soziale Struktur und Moral dies vorsehen. So nimmt erstens die Gebundenheit von Dyaden in engmaschige Netzwerke ab. Man kann weniger auf Dritte rekurren, um Kooperationserwartungen geltend zu machen. Zweitens ergeben sich sehr viel stärker flüchtige Kontakte ohne längere Interaktionsgeschichte. Gerade Städte sind Orte für die Begegnung mit dem Fremden – ohne dass sich dadurch Vertrautheit einstellt (Park/Burgess 1925, 23–25). Hier kommt es weniger zur Strukturbildung in Dyaden. In der Spieltheorie spricht man von einer Zunahme von „one-shot-games“: Alter und Ego treffen oft nur einmal aufeinander und erhalten dadurch weniger Anreize zur Kooperation (etwa in Gefangenendilemmata). Die Bildung von Vertrauen (und Moral) ist dadurch stark erschwert (Elster 1989, 42–44, 284–286).

(b) Diese Zusammenhänge werden aber erst voll verständlich, wenn man Netzwerke nicht als „kulturlose“ soziale Strukturen betrachtet. Alle soziale Strukturen sind immer schon Sinnstrukturen – angereichert mit Bedeutungszuschreibungen und Erwartungen. Jede Dyade, so hatte ich oben argumentiert, ist eine Sinnstruktur, die Kommunikation inhaltlich spezifiziert und dadurch wahrscheinlich macht. In diesem Sinne muss man auch Netzwerke immer als Sinnstrukturen begreifen (Fine/Kleinman 1983, 101–103; White 1992, 67–70). Die verdichtete Sinnstruktur in einem Netzwerk nennt Harrison White eine „Domäne“. Er definiert Domäne als „the perceived array of such signals – story sets, symbols, idioms, registers, grammatical patternings, and accompanying corporeal markers – that characterize a particular specialized field of interaction“ (Mische/White 1998, 702).

Wie oben gesehen bringt jede Sozialbeziehung bestimmte Sinnstrukturen hervor. Mehr noch: sie besteht aus solchen Sinnstrukturen. Eine dieser Sinnstrukturen besteht in Bezug auf Vertrauen. Und genau wie Vertrauen machen auch andere Symbole, Kosenamen, Redewendungen und Erwartungen nicht in einer Dyade halt. Sie diffundieren – über die strukturelle Kopplung in Netzwerken – in angrenzende Dyaden. Auf diese Weise entsteht eine Netzwerk-„Kultur“, die White als „Domäne“ bezeichnet. So verfügen ein Freundeskreis, eine Familie, eine Gang und eine soziale Bewegung, aber auch ein Unternehmerverband, eine Koalition mehrerer Parteien oder ein Staatenverbund wie die EU über je eigene Kulturen des Umgangs miteinander.

Aus diesen Überlegungen heraus wird etwa verständlich, warum wir einer Parteifreundin eher vertrauen als einem Unbekannten auf der Straße. Die Parteifreundin mag natürlich im Sinne der Überlegungen im vorigen Abschnitt auch in ein gemeinsames Netzwerk eingebunden sein. Unter Umständen aber sind die Maschen sehr weit und ich schaffe es nicht, über einen oder mehrere Alteri sozialen Druck auf die Parteifreundin auszuüben. Stärker noch wiegt die Vorstellung, dass meine Parteifreundin und ich in eine gemeinsame Domäne eingewoben sind.

Wir teilen gewisse Deutungsschemata. Und diese gemeinsame Bindung an eine Domäne bindet uns indirekt auch aneinander.

Eine der wichtigsten Domänen für zwischenmenschliches Vertrauen ist die Moral. Vertrauen ist zunächst eine kognitive Erwartung: Ego vermutet, dass Alter kooperieren wird. Natürlich fordert sie auch eine Kooperation von Alter. Aber wenn sie eine Kooperation zwar normativ forderte, sie jedoch nicht für sonderlich wahrscheinlich hielte, spräche man wohl kaum von Vertrauen. Während Vertrauen zunächst eine kognitive Erwartung bezeichnet, sorgt die Kommunikation von Vertrauen für eine Anbindung an die Domäne der Moral. Sobald Ego deutlich macht, dass sie Alter vertraut, wird die Kooperation auch normativ erwartet.

Ohne dies funktionierte auch die oben vorgestellte Vertrauensvermittlung über gemeinsame FreundInnen nicht: Mit dem Verleihen von 100 Euro an den Freund einer Freundin, wird in der Freundschaft zwischen den beiden eine moralische Erwartung von Kooperation aktiviert. Im Vertrauen werden also kognitive und normative Erwartungen miteinander verknüpft. Zugleich werden in solchen Fällen Netzwerk und Domäne aneinander gebunden. Die Bindung der Knoten an das Netzwerk läuft über Sinnstrukturen und über Moral. Und die Explikation von Vertrauen verstärkt diese Bindungen. Ist Vertrauen damit „die Grundlage des sozialen Zusammenhalts“ (Hartmann/Offe 2001)? Damit überschätzt man Vertrauen wohl ein wenig. Wenn nichts mehr hilft, kann wohl auch Vertrauen nicht mehr helfen.

Vertrauen ist also zugleich an Netzwerke und an Domänen gekoppelt. Genauso sind im Umkehrschluss Netzwerke über Vertrauen an Domänen gekoppelt – sobald es zur Kommunikation von Vertrauen kommt. Wie oben ausgeführt, führt auf der Ebene der Netzwerke eine abnehmende Dichte von persönlichen Bindungen dazu, dass Kooperation in der Moderne immer weniger wahrscheinlich wird. Der soziale Druck nimmt ab. Und deswegen braucht die Moderne Vertrauen. Vertrauen stärkt persönliche Bindungen, ist aber seinerseits von persönlichen Bindungen abhängig. Man kann also im doppelten Sinne von einem Vertrauensproblem der Mo-

derne sprechen: Mit der zunehmenden Differenzierung sozialer Strukturen braucht es Vertrauen, um Kontingenz zu reduzieren. Aber genau die Bildung von Vertrauen wird ebenfalls unterminiert – durch das, was den Bedarf an Vertrauen erst schafft. Ist Vertrauen vielleicht ein Rückzugsgefecht der modernen Gesellschaft gegen die zunehmende Prekarität von Sozialformen?

Auf der Ebene der Domänen werden diese Prozesse unter dem Stichwort „Postmoderne“ diskutiert. Jean-François Lyotard diagnostiziert in der Gegenwart eine „Heterogenität der Sprachspiele“. Auf der anderen Seite fehle ein „grand narratif“ bzw. ein „metarécit“, in dem die sich multiplizierenden Sprachspiele in eine Ordnung gebracht werden könnten (Lyotard 1979, 31–34 39, 63). Die Postmoderne (wenn man sie denn so nennen möchte) zeigt also eine Vielfalt von Domänen, die nicht mehr an eine gemeinsame Grunddomäne – etwa die Moral – angebonden sind. Michel Maffesoli hat diese Perspektive im Bild der postmodernen „Stämme“ (*tribus*) eingefangen, die sich als affektuelle Gemeinschaften etablieren und eigene symbolische Ordnungen entwickeln (1988). Diese Netzwerk-Domänen wären nur im Konflikt verbunden und konstituieren so einen „poly-culturalisme“ (Maffesoli 1988, 184–214).

Aber wenn wir uns von der Moral als der letzten Bastion der Kooperationserwartungen verabschieden – wie können wir dann noch unseren MitbürgerInnen vertrauen? Einige AutorInnen hoffen hier auf das sinnstiftende Band des Staates, der gewissermaßen die porösen Sozialbeziehungen seiner BürgerInnen mit etwas generalisiertem Systemvertrauen in prozedurale Ordnungen kitten könnte. Aber ob das klappt, hängt nicht zuletzt von der Beziehung zwischen Staat und BürgerInnen ab. Können wir eigentlich dem Staat beziehungsweise der Politik vertrauen?

4 Vertrauen in Politik

(1) Zu Beginn der Neunziger erregte in den Medien, in der Politik und in der Politikwissenschaft ein neues Thema Besorgnis:

Politikverdrossenheit (Kepplinger 1998, 15–33). Abnehmende Wahlbeteiligungen, zurückgehende Parteiidentifikation und kurzfristige Wahlerfolge für Protestparteien ließen an der Zukunft der Demokratie zweifeln. Das Thema ist inzwischen aus den Schlagzeilen (und den politikwissenschaftlichen Arbeiten) weitgehend wieder verschwunden. Aber darf man deswegen schon Entwarnung geben? Die Hinwendung der Politikwissenschaft zur Vertrauensfrage weist auch auf ein weiterhin fragiles Verhältnis zwischen politischem System und StaatsbürgerInnen in westlichen Demokratien.

Im Rahmen der bisherigen Überlegungen können wir Politikverdrossenheit als ein Problem der Strukturbildung in der Dyade „Staat/BürgerIn“ allgemein und in den Dyaden „Partei/WählerIn“ im besonderen modellieren. Wie oben angesprochen, gehe ich nicht davon aus, dass Personen privilegierte Adressaten von Vertrauen sind. Dies steht etwa im Gegensatz zu den Überlegungen vieler VertrauensforscherInnen:

As the authors of this volume agree – the *core* trust relation is interpersonal. Whatever it means to trust an institution is somehow scaled up from the domain of socially thick, face-to-face relations (Warren 1999, 348; Hervorh. im Orig.).

Warren geht wie andere AutorInnen davon aus, dass allein Personen „echte“, konkrete Akteure sein können. Ich habe mich oben gegen einen ontologischen Akteursbegriff gewandt – auch persönliche Akteure sind sozial konstruiert und werden in der Kommunikation als Projektionsflächen für die Zurechnung von Motiven und Interessen relevant. Die beiden genannten Kriterien für den Akteursstatus – Kontinenz und Kontingenz – treffen auch für den Staat allgemein und Parteien und die Regierung im besonderen zu. Parteien sind Organisationen, die intern nach eigenen Kriterien über ihr Verhalten entscheiden. Auch der Staat und die Regierung sind organisatorisch verfasst. Hier gibt es Instanzen zum Treffen von Entscheidungen, die für das jeweilige System insgesamt bindend sind (Luhmann 2000, 234–253). Mit dieser Entscheidungsfähigkeit werden Staat, Regierung und Parteien zu möglichen

Adressaten von Kommunikation. So kann man Forderungen an den Staat stellen – und dieser kann in Form des zuständigen Ministeriums antworten. Forderungen etwa an die Wirtschaft zu stellen, fällt jedoch schwer. Denn es fehlt eine Stelle, die für die Wirtschaft als ganze sprechen könnte. Insofern kann man Vertrauen in politische Institutionen haben, nicht aber in den Devisenmarkt oder die Banken insgesamt.

Dementsprechend muss in den Dyaden „Staat/BürgerIn“ und „Partei/WählerIn“ nach den gleichen Prozessen der Strukturbildung gefragt werden wie in persönlichen Sozialbeziehungen. Dazu gehören (a) die Interaktionsgeschichten der jeweiligen Dyaden und (b) die Verflechtung der Dyaden mit anderen Dyaden im Sinne des Netzwerkkonzepts. Bevor ich zur Diskussion dieser Aspekte komme, sei noch kurz angemerkt, dass Vertrauen im oben angegebenen Sinne integraler Bestandteil der Beziehungen zwischen BürgerInnen und politischen Akteuren ist. Mit der Stimmabgabe machen die WählerInnen ihr Vertrauen in die jeweiligen Parteien und in das politische System als Ganzes deutlich. Mehr noch: die Parteien werben explizit um das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger. Im Licht der oben vorgenommenen Reformulierung des Vertrauensbegriffes heißt das: Eine Vertrauensbeziehung zwischen Parteien und WählerInnen liegt dann vor, wenn in der Dyade Kooperation von beiden Seiten erwartet wird. Die WählerInnen kooperieren, indem sie eine Partei wählen; und die Parteien kooperieren, indem sie die Erwartungen der WählerInnen hinsichtlich der politischen Lösung (oder Bearbeitung) von Problemen erfüllen. Ähnliches gilt für die Beziehung zwischen Staat und Regierung einerseits und BürgerInnen andererseits.

(a) Die Beziehungen zwischen WählerInnen und Parteien und zwischen BürgerInnen und Staat allgemein sind geprägt durch die unterschiedlichen internen Prozesse der beteiligten „Akteure“. So stellen Personen bestimmte Erwartungen an Politik. Ihr Vertrauen in politische Akteure wird davon abhängen, wie die Politik die Erwartungen der Wählerinnen und Wähler bearbeitet. Auf der anderen sind politische Akteure in erster Linie nicht an der Lösung politi-

scher Probleme interessiert, sondern am Machtgewinn oder -erhalt und damit in demokratischen Systemen an der Maximierung von Stimmen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass politische Akteure die von den WählerInnen für wichtig gehaltenen Probleme bearbeiten. Im Gegenteil sorgen die Erwartungen der BürgerInnen gerade über die indirekte Kopplung in Wahlen für Irritationen im politischen System.

Allerdings gibt es verschiedene Formen des politischen Umgangs mit den Erwartungen der WählerInnen. Und diese sorgen unter Umständen für kurzfristige Erfolge bei Wahlen – aber auch für eine langfristige Störung des Vertrauensverhältnisses zwischen BürgerInnen und Politik. So werden Regierungen und Parteien meist nicht mit homogenen Erwartungen von Seiten der WählerInnen konfrontiert. Vielmehr richten WählerInnen sehr unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche Erwartungen an politische Akteure. Auch dies ist eine Asymmetrie in den Dyaden zwischen persönlichen und politischen Akteuren. Um solche heterogenen Erwartungen zu befriedigen, bescheiden sich Regierungen und Parteien oft mit einer symbolischen Bearbeitung der drängenden Probleme. Anstatt politische Entscheidungen zu fällen – und damit einen Teil der WählerInnen zu enttäuschen –, redet man oft lieber darüber, was man alles machen könnte (Brunsson 1989, 26–31, 213–217). Solcher „talk“ ist am kurzfristigen Ziel der Stimmenmaximierung orientiert. Er kann aber langfristig bei den WählerInnen für den Eindruck sorgen, dass in der Politik mehr geredet als getan wird. Und dies sorgt dann für eine Störung des Vertrauensverhältnisses zwischen BürgerInnen und Politik.

(b) Wie bei persönlichen Netzwerken haben natürlich auch andere Dyaden einen Einfluss auf die Beziehungen zwischen WählerInnen und Politik. Gerade diese Eingebettetheit der Politik in andere Sozialbeziehungen unterliegt einem radikalen Wandel in der Moderne. Mit der funktionalen Differenzierung wird die Politik herausgelöst aus wirtschaftlichen, rechtlichen und religiösen Kontexten, nicht zuletzt auch aus der Domäne der Moral. Damit ist Politik zunehmend auf sich allein gestellt und muss für ihre eigenen Verfahren und ihre eigene Legitimität

sorgen. Politische Rollenverteilungen können nun nicht mehr religiös gerechtfertigt werden. Und mit der Loslösung von der Moral muss die Politik ihren eigenen – sozusagen amoralischen – Zugang zur Welt finden. Dies geschieht eben mit der Installation von Verfahren, die das Politische von allem anderen trennen – und dann auch wieder deren Verknüpfung definieren. In gewisser Weise wird damit aus dem „strong tie“ zwischen Staat und BürgerInnen ein „weak tie“ im Sinne Mark Granovetters (1973). Die Dyaden zwischen politischen Akteuren und Personen sind nun nicht mehr in ein dichtes Netzwerk eingebettet. Sie müssen ihre Strukturen ohne Rückgriff auf eine übergreifende Sozialstruktur und eine damit verknüpfte religiös-moralische Domäne bilden. Nicht zuletzt deswegen wird Vertrauen zu einem politischen Problem der Moderne.

Die oben skizzierte Auflösung ständisch oder in Stämmen geordneter persönlicher Sozialbeziehungen hängt damit zusammen: Persönliche Bindungen sind nun sozialstrukturell weitgehend freigegeben und weit weniger dicht und redundant als in der Vormoderne. Das hat auch gewichtige Folgen für das Verhältnis zwischen BürgerInnen und Politik. Genauso wie sich Politik, Wirtschaft, Recht und Religion voneinander trennen, löst sich die Politik auch von persönlichen Netzwerken immer stärker ab – und verliert damit an (indirekter) Kopplung an die BürgerInnen. Erst jetzt wird die Prozeduralisierung der Politik möglich. Die Vorstellung aber, dass damit ein neuer sozialer Zusammenhalt induziert werden könnte, übersieht, dass der Aufbruch fest integrierter zwischenmenschlicher Netzwerke eine Voraussetzung für die „Demokratisierung“ der Politik war.

Das politische Publikum gleicht in der Moderne immer weniger einem festen Sozialverband und immer mehr einem unübersichtlichen Konglomerat persönlicher Bindungen ohne übergreifende Ordnung (McQuail 1997, 132–133, 137–138). Dies ist in den Sozialwissenschaften auch als „Individualisierung“ diskutiert worden – mit allen Vor- und Nachteilen. Wenn sich die persönlichen Netzwerke immer weiter differenzieren und damit von der Politik lösen, dann löst sich auch die Politik von den

persönlichen Netzwerken. In Familien, Freundesgruppen und Nachbarschaften wird die Wahlentscheidung zunehmend freigegeben. Die Identifikation von WählerInnen mit Parteien geht zurück. Und gerade weil man immer weniger aus politisch fest verankerten Primärgruppen auf Politik blickt, rücken Themen und Wahlprogramme immer stärker ins Blickfeld.

Die Politikwissenschaft spricht vom neuen Phänomen des „critical citizen“, der seine Wahlentscheidung immer weniger aus festen Bindungen heraus fällt (Norris 1999). Die Unterstützung für traditionelle politische Autoritäten nimmt ab – und damit auch das Vertrauen in politische Akteure wie Regierung, Parlament und Parteien. In Italien vollzog sich diese Entwicklung – aufgrund besonderer politischer Umstände – seit Ende der siebziger Jahre wie im Zeitraffer (Sani 1992). Die Folgen ähneln stark dem, was als „Politikverdrossenheit“ beklagt wird: Zunahme der NichtwählerInnen, hoher Anteil an WechselwählerInnen, geringe Identifikation mit den Parteien und den demokratischen Institutionen. Das Vertrauen in die politischen Akteure sinkt – und das zum Teil auch, weil man sich weniger auf sie verlässt, sondern sie kritischer beäugt.

(2) Aus der Einordnung von Vertrauen in eine an Dyaden und Netzwerken orientierte Strukturtheorie der modernen Gesellschaft ergeben sich also eine Reihe von Konsequenzen für die Interpretation des Phänomens Vertrauen in die Politik. Es ergeben sich aber auch einige Zweifel an der Brauchbarkeit empirischer Daten zu Vertrauen. Die Politikwissenschaft hat sich auch deshalb dem Vertrauenskonzept zugewandt, weil sie meinte, Indikatoren dafür relativ leicht empirisch erheben zu können. Wenn dies gelänge, müsste man sich weniger mit Überlegungen zu latenten Strukturen beschäftigen. Statt dessen rückte die Analyse empirischer Daten in den Vordergrund, mit Hilfe derer man in den Sozialwissenschaften einen Kontakt mit der zu untersuchenden Realität sucht.

Der Vorteil des Vertrauenskonzepts gegenüber dem Strukturkonzept liegt darin, dass es in Umfragen leichter manifest gemacht werden kann. Es ist schwer, nach den Strukturen einer Beziehung zu fragen – aber recht einfach

danach, ob man einem Menschen oder einer Institution vertraut. Die empirische Erhebung von Vertrauen (sei es zwischenmenschlich oder politisch) dürfte damit Indikatoren für potenziell gelingende Interaktionsgeschichten im persönlichen wie im politischen Bereich liefern. Man muss sich aber klar darüber sein, dass Vertrauen schon eine abhängige Variable ist und von davor geschalteten Strukturbildungsprozessen geprägt wird.

Eine der typischen Fragen nach zwischenmenschlichem Vertrauen lautet: „Generally speaking, would you say most people can be trusted or that you can't be too careful in dealing with people?“ (World Values Survey 1995–1997, V30). Diese Frage verlangt von den Befragten einen wichtigen und voraussetzungsreichen Abstraktionsschritt: Sie sollen „ganz allgemein“ auf die Frage antworten, ob man „den meisten Menschen“ trauen kann. Ich habe argumentiert, dass Vertrauen zunächst immer in konkreten Alter-Ego-Dyaden residiert. Von den Befragten wird aber nun verlangt, von diesen konkreten Sozialbeziehungen zu abstrahieren und „ganz allgemein“ zu antworten. Das verlangt – im Sinne des Symbolischen Interaktionismus – den Wechsel des Bezugspunktes von „signifikanten Anderen“ zum „generalisierten Anderen“ (Mead 1934, 90, 154–158). In der Konstruktion solcher Fragen müssen wir uns SozialwissenschaftlerInnen immer fragen, wie die Befragten die Frage verstehen werden (Sudman et al. 1996). Verlangt die oben referierte Frage, dass die Befragten über ihre konkreten Sozialbeziehungen generalisieren? Oder werden sie vielmehr dazu aufgefordert, von ihren signifikanten Anderen abzusehen und zu beantworten, ob sie ihm bisher unbekanntem Personen trauen? Eine andere Frage ist, ob Vertrauen in dieser Allgemeinheit nicht eine sinnentleerte Variable ist. Vertrauen ist immer eine Komponente je individueller Strukturbildungsprozesse. Kann man dann „Menschen ganz allgemein“ überhaupt „vertrauen“, ohne zu sagen, wem und wobei? Letztlich wird sich die Nützlichkeit der Fragestellung erst in der empirischen Anwendung heraus stellen. Man muss sich nur im Klaren darüber sein, was man überhaupt gefragt hat.

ANMERKUNG

- 1 Die folgenden Überlegungen implizieren eine Verknüpfung von Systemtheorie und phänomenologischer Netzwerktheorie. Grundlage ist die oben skizzierte Modellierung von dyadischen Sozialbeziehungen als autopoietische Systeme. Die Konsequenzen einer solchen Verknüpfung können hier nicht vollständig diskutiert werden. Ich versuche nur, sie für den Anwendungsfall „Vertrauen“ durchzuspielen. Von den verschiedenen Versuchen einer systemtheoretischen Reformulierung des Netzwerkbegriffs decken sich meine Überlegungen am ehesten mit denen von Stephan Fuchs (2001).

LITERATURVERZEICHNIS

- Axelrod*, Robert ((1984)1997). Die Evolution der Kooperation, München.
- Barnes*, J.A. (1969). Networks and Political Process, in: J. Clyde *Mitchell* (Hg.): Social Networks in Urban Situations, Manchester, 51–76.
- Becker*, Howard/Ruth Hill *Useem* (1942). Sociological Analysis of the Dyad, in: American Sociological Review 7, 13–26.
- Boissevain*, Jeremy (1973). Friends of Friends, Oxford.
- Brunsson*, Nils (1989). The Organization of Hypocrisy; Talk, Decisions and Actions in Organizations, Chichester.
- Coleman*, James (1990). Foundations of Social Theory, Cambridge/Massachusetts.
- Diewald*, Martin (1991). Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken, Berlin.
- Elias*, Norbert (1980). Die Fischer im Mahlstrom, in: Norbert *Elias*: Engagement und Distanzierung, Frankfurt/Main 1983, 75–183.
- Elias*, Norbert/John *Scotson* ((1965)1993). Etablierte und Außenseiter, Frankfurt/Main.
- Elster*, Jon (1989). The Cement of Society, Cambridge.
- Endress*, Martin (2002). Vertrauen, Bielefeld.
- Fine*, Gary Alan/Sherryl *Kleinman* (1983). Network and Meaning: An Interactionist Approach to Structure, in: Symbolic Interaction, 6, 97–110.
- Fuchs*, Peter (1999). Liebe, Sex und solche Sachen. Zur Konstruktion moderner Intimsysteme, Konstanz.
- Fuchs*, Stephan (2001). Against Essentialism; A Theory of Culture and Society, Cambridge, MA.
- Gambetta*, Diego (1988). Can We Trust Trust?, in: Diego *Gambetta* (Hg.): Trust: Making and Breaking Cooperative Relations, Oxford, 213–237.
- Granovetter*, Mark (1973). The Strength of Weak Ties, in: American Journal of Sociology 78, 1360–1380.
- Hartmann*, Martin/Claus *Offe* (Hg.) (2001). Vertrauen; Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt/Main.
- Katovich*, Michael (1987). Identity, Time, and Situated Activity: An Interactionist Analysis of Dyadic Transactions, in: Symbolic Interaction 10, 187–208.
- Kaufmann*, Jean-Claude ((1993)1999). Sociologie du couple, Paris.
- Kepplinger*, Hans Mathias (1998). Die Demontage der Politik in der Informationsgesellschaft, Freiburg.
- Lazarsfeld*, Paul/Robert K. *Merton* (1954). Friendship as Social Process: A Substantial and Methodological Analysis, in: Morroe *Berger*/Theodore *Abel*/Charles *Page* (Hg.): Freedom and Control in Modern Society, Toronto, 18–66.
- Luhmann*, Niklas ((1969)1989). Vertrauen; Ein Mechanismus zur Reduktion von Komplexität, Stuttgart.
- Luhmann*, Niklas (1975). Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in: Niklas *Luhmann*: Soziologische Aufklärung 2, Opladen, 9–20.
- Luhmann*, Niklas (1984). Soziale Systeme, Frankfurt/Main.
- Luhmann*, Niklas (1997). Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/Main.
- Luhmann*, Niklas (2000). Die Politik der Gesellschaft, Frankfurt/Main.
- Lyotard*, Jean-François (1979). La condition postmoderne, Paris.
- Maffesoli*, Michel ((1988)2000). Le temps des tribus; le déclin de l'individualisme dans les sociétés de masse, Paris.
- McQuail*, Denis (1997). Audience Analysis, Thousand Oaks.
- Mead*, George Herbert ((1934)1967). Mind, Self, & Society, Chicago.
- Mische*, Ann/Harrison *White* (1998). Between Conversation and Situation: Public Switching Dynamics across Network Domains, in: Social Research 65, 695–724.
- Mitchell*, J. Clyde (1987). Cities, Society, and Social Perception; A Central African Perspective, Oxford.
- Norris*, Pippa (Hg.) (1999). Critical Citizens, Oxford.
- Offe*, Claus (1999). How Can We Trust Our Fellow Citizens?, in: Mark *Warren* (Hg.): Democracy and Trust, Cambridge, 42–87.
- Park*, Robert E./Ernest *Burgess* ((1925)1984). The City, Chicago.
- Parsons*, Talcott/Edward *Shils*/Gordon *Allport*/Clyde *Kluckhohn*/Henry *Murray*/Robert *Sears*/Richard *Sheldon*/Samuel *Stouffer*/Edward *Tolman* ((1951) 1959). Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement, in: Talcott *Parsons*/Edward *Shils* (Hg.): Toward a General Theory of Action Cambridge/Massachusetts, 3–29.
- Sani*, Giacomo (1992). La destrutturazione del mercato elettorale, in: Rivista Italiana di Scienza Politica XXII, 539–565.
- Sudman*, Seymour/Norman *Bradburn*/Norbert *Schwarz* (1996). Thinking about Answers, San Francisco.
- Warren*, Mark (1999). Conclusion, in: Mark *Warren* (Hg.): Democracy and Trust, Cambridge, 346–360.
- Weber*, Max ((1921)1972). Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen.

White, Harrison (1992). *Identity and Control; A Structural Theory of Social Action*, Princeton.
White, Harrison (1995). *Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences*, in: *Social Research* 62, 1035–1063.

AUTOR

Jan A. FUHSE, geb. 1975, arbeitet derzeit an einer Verknüpfung von Systemtheorie und phänomenologischer Netzwerktheorie und an einem empirischen

Forschungsprojekt über die Konstitution kollektiver Identität unter italienischen Migranten in Stuttgart. Aktuelle Publikationen: Unser „wir“ – ein systemtheoretisches Modell von Gruppenidentitäten, Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart, No.1/2001; Das widerständige Publikum; Zur Relevanz alltagsweltlicher Kommunikationsstrukturen für die politische Meinungsbildung, in: *Bluhm Harald/Karsten Fischer/Kai-Uwe Hellmann* (Hg.) 2002. *Das System der Politik*, Opladen.

Adresse: Abteilung für Soziologie I, Universität Stuttgart, Keplerstrasse 17, 70174 Stuttgart
jan.fuhse@soz.uni-stuttgart.de